

Natur- und kulturbedingte Differenzen zwischen Nord und Süd, Ost und West

HANS KLEIN*

Nature- and Culture-bound Differences between North and South, East and West

In this small essay, attention is drawn to the fact that the way people think and behave is influenced by the conditions of nature. Thinking has experience as prerequisite. In the cooler North, nature is differently perceived than in the warmer South. Consequences result thereof, in what regards how one understands and shapes one's existence. The differences in mentality and life-style between East and West are largely culture-bound. In Europe as a whole, different conceptions can enrich each other.

Keywords: *light-darkness, to want and to accomplish, self overestimation and ministering each other, filioque.*

Dass es Differenzen im Denken und in den Verhaltensweisen in den christlichen Kirchen von Ost und West, Süd und Nord gibt, ist jedermann bekannt. Normalerweise fragt man sich aber nicht, wie es zu diesen Differenzen gekommen ist, was für Gründe sie haben und wie sehr sie das Leben der Menschen bestimmen. Manchmal empfindet man sie auch als befremdlich, unnötig und unverständlich.

Allgemein bekannt ist die Differenz zwischen Ost und West, die durch das Schisma der Kirchen von 1054 für jedermann offenbar wurde und die heute besonders am unterschiedlichen Festkalender (Ostertermin) überall da wahrgenommen wird, wo beide Traditionen gepflegt werden, wo also Menschen der westkirchlichen Orientierung mit solchen ostkirchlicher Tradition nebeneinander leben. Zur Entstehung dieser Trennung der Kirchen gibt es Erklärungen. Sie werden meist so dargestellt, dass sich die beiden Kirchen im Laufe der Zeit auseinander entwickelt haben, auch darum, weil die politischen Ereignisse im Osten anders verliefen als im Westen. Dass es auch kulturelle Voraussetzungen dazu gab, wird meistens vorausgesetzt.

Die Reformation hat einen Nord-Süd-Konflikt zur Folge gehabt, der bei dem Konzil zu Trient in der Mitte des 16. Jahrhundert aus der Welt geschafft werden sollte. Es gelang nicht, wiewohl man dazu Trient, eine Stadt

* Dr. Hans Klein, Prof. em. Dr. theol., Evangelische Fakultät der Universität Lucian Blaga Sibiu, Str. Negoii Nr. 47, Sibiu, Rumänien; e-mail: hansheideklein@gmail.com

an der Grenze der beiden Einflussbereiche, gewählt hatte. Die Konzeptionen waren zu verschieden. Beide Gruppen, Katholiken und Protestanten, haben zwar bekannt, dass das Heil aus Gnaden geschenkt wird, aber die katholische Kirche konnte das *sola fide* (allein aus Glauben) in der vorgebrachten Weise nicht annehmen. Priesterliches und prophetisches Verständnis der Kirche, die Frage, ob dem Sakrament oder dem Wort prioritäre Bedeutung zukommen, fielen auseinander. Es lag offensichtlich eine kulturell bedingte Differenz vor. Aber war sie nicht auch naturbedingt?

Wir bedenken selten, dass solche Differenzen sich auch aus der Schöpfung, dem Leben innerhalb einer bestimmten Erfahrung mit der Natur ergeben. Es ist nicht gleich, ob man die Schöpfung als Lebensspender erleben kann und sich allenfalls zeitweise vor der Kraft der Natur, besonders im Sommer, schützen muss, oder ob man die Natur als Lebensraum erst gestalten muss, weil sie Nahrung kärglich gibt und man sich im Winter bei Kälte und Dunkelheit Lebensmöglichkeiten zu erarbeiten hat. Letzteres bezieht sich auf die Differenz zwischen Nord und Süd. Darüber wollen wir zunächst nachdenken.

1. Differenzen zwischen Nord und Süd

Die Differenzen zwischen Nord und Süd sind eher naturbedingt. Wir wenden uns einigen Beispielen zu.

1.1. Die Wirkung von Sonne und Mond

Wiewohl es jeder von uns weiß, ist es nicht immer im Bewusstsein, dass die nördlichen Länder von der Sonne weiblich und dem Mond männlich sprechen, die südlichen aber der Sonne männliches und dem Mond weibliches Geschlecht zuweisen. Das ist nicht zufällig. Der Mond scheint im Norden auch in der Zeit, wo es lange, lange dunkel ist, die Sonne wärmt am Tage, wo das Licht sowieso vorhanden ist. Das hat man jedenfalls so wahrgenommen. Dass das Tageslicht von der Sonne kommt, hat man in der Vorzeit noch nicht gewusst. Die Wärme der Sonne ist in der nördlichen Gegend meistens mild, darum *die* Sonne, das Licht des Mondes ist in der langen Nacht stark. Im Süden erfährt man die Sonne als brennend. Vor ihren Strahlen muss man sich zur Mittagzeit zumindest im Sommer schützen und sucht darum den Schatten. Wenn die Sonne ihre Macht im Sommer zeigt, vertrocknet die Vegetation. Sie, oder besser er, ist stark, darum männlich (*soarele, helios*), der Mond (*luna, selene*) hingegen ist mild, lieblich, besonders an den Abenden, wo man sich nach der heißen Mittagszeit ausruht und sich auch mit anderen Menschen aussprechen möchte. Nikodemus kommt am Abend zum Gespräch zu Jesus, wenn es gemütlich wird. Wir haben hier eine naturbedingte Differenz, die sich weit mehr auswirkt, als man gewöhnlich denkt.

1.2. *Das Feuer*

Weil es im Winter im Norden kalt und dunkel ist, hat das Feuer eine ganz besondere Bedeutung. Mit Feuer macht man es sich wohnlich. Man mildert die Kälte und schafft gleichzeitig Licht. Damit verändert man die Gegebenheiten der Natur. Der Mensch verbessert die Schöpfung und gestaltet sie sich als Lebensraum. Es gibt diesen Gedanken auch in Gen 2, wo berichtet wird, dass Adam (der Mensch) den Garten Eden bearbeitet und dadurch sich und anderen Lebewesen kulturell erschließt. Die Schlange verheißt in Gen 3 den ersten Menschen, dass sie wie Gott sein werden, „wissend, was gut und böse ist“. So weit geht das Denken im Mittelmeerraum. Bei den vom Kaukasus her in den Süden eindringenden Griechen sieht die Sache anders aus. Prometheus (wörtlich: der Vordenkende) tritt in Konkurrenz zu Zeus und bringt den Menschen das Feuer, mit dem sie ihre Lage verbessern. Prometheus *will* wie Gott sein, er will Zeus stürzen. Das wollen Adam und Eva so nicht. Ihnen wird allenfalls ein vermehrtes Wissen verheißen, was ihnen nach ihrer Tat auch tatsächlich zufällt: Sie wissen, was gut und böse ist, weil sie das Böse getan haben und nun von dem Guten unterscheiden können. Prometheus aber bringt mit dem Feuer den Menschen ein Mittel, die Gegebenheiten zu verändern. Es geschieht dabei nicht nur ein intellektueller Prozess, der dem Menschen ein Wissen über sich selbst vermittelt wie in Gen 3, hier werden die naturgegebenen Voraussetzungen verbessert. Das hat zur Folge, dass der Mensch sich selbst göttliche Eigenschaften zuschreibt. Das prometheische Verhalten und die daraus erwachsende Selbsteinschätzung begleiten den nördlich geprägten Menschen durch die Jahrhunderte.

Solch ein Denken ist für einen südlich geprägten Menschen undenkbar. Die Mächte der Natur sind ihm, wenn sie wirken, zu stark, nicht zu schwach. Er flieht die Macht der Sonne. Und er erlebt Naturkatastrophen, die ihn viele Jahrhunderte hindurch beschäftigen. Wir denken an die Sintflutgeschichte, die ihre Vorläufer im alten sumerischen Reich hat, und ebenso an die Heuschreckenplagen, von denen der Prophet Joel spricht (Joel 1) und denen sich der Mensch hilflos ausgeliefert sah.

1.3. *Licht und Finsternis*

Der südlich geprägte altorientalische Mensch assoziiert mit der Alternative von Licht und Finsternis den Gegensatz von Leben und Tod. Leben ist immer auch Lebenslicht, Finsternis ist Todesschatten. Wir denken etwa an Jes 9,1: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht.“ Daraus ergibt sich: Alles, was Leben fördert, ist gut, was es schmälert oder bedroht, wird als böse angesehen. Licht ist Heil. Von daher wird verständlich, wieso

die Auferstehung Jesu in den südlichen Ländern mit einem Lichteinbruch gefeiert wird. Ostern ist für die Orthodoxen auch ein Fest des Lichtes, weil es das Fest des Lebens ist.

Der in nördlichen Bereichen wohnende Mensch hat der Alternative von Licht und Finsternis eine andere Nuance gegeben. Das gilt auch für Völker, die aus dem Norden in den Mittelmeerraum stießen, Griechen und Römer. Das Licht wurde nicht nur als Lebenslicht gedeutet, es wurde auch auf das Verhalten des Menschen bezogen. Was im Licht geschieht, was jeder-mann sehen kann, ist gut. Im Dunkeln wirken ungute Kräfte. Wir kennen alle das Sprichwort: „Die Sonne bringt es an den Tag.“ Aber es wird noch ein Schritt weiter gegangen: Das Licht wird als Kraft zur Durchleuchtung des Wollens, der Herzensregungen verstanden. Nicht nur, was der Mensch tut, sondern auch was er denkt, muss dem Licht entsprechen. Selbstver-ständlich dann auch das was er sagt. Es entsteht ein starkes Bedürfnis nach Transparenz allen Tuns und jeder Aussage. Die Wahrheit als Aussage über Tun und Denken sagen zu können, wird Ziel des Verhaltens. In England schwört man vor Gericht die Wahrheit und die ganze Wahrheit zu sagen. Es darf nichts verborgen bleiben. Umgekehrt kann man zur Entschuldigung auch vorbringen, dass man das nicht so gewollt hat, wie es herausgekommen ist. Nicht die Tat allein, sondern auch die dahinter stehende Gedankenwelt wird bei der Beurteilung mitbedacht. In solchen Gegenden kann man formulieren: „Gott sieht nicht nur die Tat allein, er sieht auch deinen Willen.“ Beim berühmten Philosophen Immanuel Kant kommt diese Sicht besonders deutlich zutage. Bei den südlich geprägten Menschen hilft eine solche Ent-schuldigung weniger. Da kann man durchaus den Satz hören: „Unabhängig davon, was du gedacht hast, bedenke, was herausgekommen ist.“

Während im AT Wahrheit immer auch Zuverlässigkeit und Treue meint (*ämät*), ist bei den nördlicheren Völkern der Gegensatz Wahrheit und Lüge essentiell. Lüge wird mit Finsternis verbunden, mit Unlauterkeit, mit „dunklen Dingen“. Man geht so weit, dass man etwas, was man nicht oder noch nicht gesagt hat, als Lüge bezeichnet. „Die halbe Wahrheit ist die ganze Lüge.“ Transparenz erscheint in jeder Hinsicht als notwendig, das Herz und alles, was zwischenmenschlich geschieht, wird durchleuchtet. Wahrheit rangiert vor Liebe. Dass zu große Offenheit, also die Wahrheit lieblos ausge-sprochen, sehr verletzen könnte, wird fast nicht mehr bedacht. Darum wird in der Theologie der nördlich geprägten Menschen die Liebe so hervorgeho-ben. „Man spricht gerne von Tugenden, die man nicht hat“, so heißt es bei Lessing. Es soll dem Menschen bewusst gemacht werden, dass die Liebe es-sentiell zum Wesen des Christentums gehört. Das Problem hat schon Paulus gesehen und in 1Kor 13 angesprochen.

Natur- und kulturbedingte Differenzen zwischen Nord und Süd, Ost und West

1.4. Auferstehung oder Inkarnation

Während die südlich lebenden Christen die Auferstehung als Lichtfest feiern, als Ereignis des Heils und der großen Gnade, feiern die nördlicher wohnenden Christen mit erhöhter Bedeutung Weihnachten. Die Inkarnation des Gottessohnes wird gegenüber der Auferstehung stärker betont. Damit soll dem Christen bewusst gemacht werden, dass nicht das prometheische Hinaufstreben, sondern die Zuwendung, das sich Hinabneigen zu den Niederen das rechte Verhalten der Christen ausmacht. Während die südlicheren Völker die Ermächtigung bei der Auferstehung feiern, sogar die Vergöttlichung, betonen die nördlich Geprägten die Herabneigung. Damit wird die Diakonie wichtig. Ebenso das *filioque*. Ich habe nicht die Absicht, dafür einzutreten und die Frage zu stellen, ob diese Aussage biblisch korrekt ist. Sie ist für den nördlichen Menschen notwendig, weil er durch den Geist Jesu in die Nachfolge und in den Dienst an den Niedrigen gerufen wird. Das ist zeichenhaft bei der Einsetzung Kaiser Heinrichs II. (des Heiligen) im Jahr 1002 geschehen. Er hat sich im Diakonenkleid krönen lassen, und in diesem Krönungsgottesdienst wurde das *filioque*¹ erstmalig in das Glaubensbekenntnis innerhalb der Liturgie aufgenommen. Nochmals, es geht nicht um die Frage, was richtig ist, es geht um das Verständnis des Geistes als einer Gotteskraft, die nicht nur ermächtigt und Gott nahe bringt (vergöttlicht), sondern in den Dienst an den Elenden und Armen führt. In der orthodoxen Kirche wird der Geist zumindest auch von Gen 1,2 hergeleitet. Er ist der die Schöpfung durchdringende Geist, der in die Spiritualität führt. Das ist ein anderes Konzept. Hier ist der Geist als Kraft aus der Höhe, der in die Höhe führt. Wer will entscheiden, welches das bessere Konzept ist? Ich meine, jede Gruppe hat ein christliches Geistverständnis. Ob der Akzent mehr auf der Erniedrigung oder auf der Erhöhung liegt, ist für die entsprechende Gruppe jeweils anders zu betonen. Wer die Tendenz hat, sich zu überschätzen, und das haben die nördlich Geprägten, sollte Weihnachten hoch halten und den Geist als Geist des Dienstes an den Armen betonen. Wer mit der Übermacht der Natur oder auch der Mächte dieser Welt zu tun hat, lasse sich vom Geist täglich neue Kraft schenken, sich in die Höhe zu Gott selbst führen.

1.5. Die Gemeinschaft

Jeder Mensch hat das Bedürfnis nach Gemeinschaft. Und überall auf der Welt werden die Familienbande gepflegt. Der nördlich geprägte Mensch musste darüber hinausgehen. Um seinen Lebensraum zu gestalten,

¹ Wörtlich: „und vom Sohn“. Gemeint ist, dass der Heilige Geist vom Vater und vom Sohn ausgeht.

bedurfte er der Hilfe der Mitmenschen, die ihm zur Seite stehen. Man baute feste Häuser, in denen man der Kälte widerstehen konnte. So ist bei den nördlichen Menschen der Zusammenhalt untereinander mehr betont worden als bei den südlichen. Wohngemeinschaften schlossen sich zusammen und halfen sich gegenseitig, Hilfe kam nicht nur aus der Familie oder Sippe. In dieser Wohngemeinschaft schaffte man sich Gegenstände an, die man als Einzelner nur selten brauchte. Man grub z. B. zusammen einen Brunnen für die gesamte Gemeinschaft, baute einen Schutzwall gegen Eindringlinge, man hatte gemeinsam wichtige größere Werkzeuge. So entstand das, was man Dorfgemeinschaft oder Nachbarschaft nennt. Sie erwies sich als eine lebenskräftige Einrichtung, ist aber nicht nur aus einer menschenfreundlichen Idee herausgewachsen. Die Idee kam aus einer naturbedingten Notwendigkeit. Daraus ergab sich die Tendenz zur Förderung der Gemeinschaft. Weihnachten wird in nördlichen Gegenden als Fest der Gemeinschaft gefeiert.

2. Differenzen zwischen Ost und West

Die Differenzen zwischen Ost und West sind eher kulturbedingt.

2.1. Die Ordnung

Das Ordnungsdenken ist besonders von den Römern hochgehalten worden. Seine Wurzeln liegen wahrscheinlich in der Kampfstrategie. Da hatten die Römer die meiste Erfahrung und die großen Erfolgserlebnisse. Dieses Denken hat aber mit der Zeit eine Ausdehnung auf alle Bereiche des Lebens erfahren. Das hat eine klare Zuweisung aller Dinge an einen bestimmten Ort zur Folge gehabt.

Der Klausenburger Professor für Philosophie Andrei Marga hat einmal gesagt, die drei Säulen des Denkens und der Lebensgestaltung der Neuzeit seien Jerusalem, Athen und Rom. Gemeint ist der Glaube an den einen Gott, das Musische und die Ordnung. Er hat diese Sicht von Philosophen aus dem Westen (Jürgen Habermass?) übernommen. Sie gilt für die östlichen Menschen nur begrenzt, und zwar konkret auf Jerusalem und Athen beschränkt. Ordnung ist für die Menschen des Ostens oder zumindest des Südostens keine wirkliche Kategorie. Das Leben dominiert in seiner Vielfalt und mit seinen wunderbaren, den Musen zugänglichen Erscheinungsformen. Die Menschlichkeit ist viel wichtiger als die Ordnung. Um der Liebe willen kann man, muss man sogar zuweilen die Ordnung auf die Seite schieben. Bei den Griechen hat der Kampf nicht die gleiche Rolle gespielt wie bei den Römern, vor allem nicht auf Dauer. Die kämpferischen Helden der Zeit, die Homer beschreibt, blieben zwar im Gedächtnis der Späteren,

aber schon in der Zeit des Homer hat sich Entscheidendes geändert. Nicht zufällig schließt die Odyssee mit dem Lob auf den Frieden und Aischylos hat diesen Gedanken in seiner Trilogie „Agamemnon“ aufgenommen: „Frieden kündigt nun als Eumeniden Pallas Bürgern. Denn so hat es Zeus, so hat es Moira gewollt.“ Die Griechen haben zeitweise weder die Ordnung noch den Kampf, sondern das Denken gepriesen, was eigentlich Frieden voraussetzt. Für die Denkarbeit braucht man Ruhe. Aber bei den westlich geprägten Völkern ist die Ordnung sehr, sehr wichtig geworden und geblieben.

Mir ist der Gegensatz von Ordnung und Liebe besonders im Fall der Familie Bodnariu in Norwegen aufgefallen. Diese Familie hat ihre Kinder mit Liebe und Fürsorge großgezogen. Zuweilen hat ein Kind auch einen Klaps bekommen, bei fünf Kindern durchaus verständlich. Das widerspricht aber dem Gesetz und dem entsprechenden Ordnungsdenken in Norwegen. Das hat eine halbstaatliche Organisation (Barnevernet) zum Anlass genommen, den Eltern die Kinder wegzunehmen und von anderen Familien erziehen zu lassen. Man muss wissen, dass in Norwegen die dort geborenen Kinder dem Staat gehören. Dabei wurde sogar das erst einige Monate alte Kleinkind der Mutter von der Brust genommen. Meiner Meinung nach geschah hier das, was der Apostel Paulus mit den Worten „Der Buchstabe tötet“ (2 Kor 3,6) bezeichnet. Ordnung kann zur Liebe in Gegensatz treten. Wir sind dankbar, dass auf einen Gerichtsbeschluss hin die Kinder den Eltern zurückgegeben wurden und hoffen, dass es dabei bleibt. Hier haben wir einen sehr klaren Fall von kulturbedingter Differenz. Wahrscheinlich muss im zusammenwachsenden Europa auch Norwegen etwas von anders geprägten Kulturen lernen. Das für dieses Land wichtige Ordnungsdenken muss der Liebe und menschlicher Zuwendung mehr Raum geben als es bisher nötig war, weil es infolge der Globalisierung Menschen als Bewohner aufnimmt, die kulturell anders geprägt sind. Dies wiederum könnte zu einer Bereicherung im Verhalten der Menschen zueinander führen. Denn so wichtig die Ordnung für das Leben in einer Gemeinschaft ist, weil sie Sicherheit gewährt, so wichtig ist die Liebe als Entgegenkommen und Verständnisgrundlage im Zusammenleben der Menschen untereinander. Das Zusammenwachsen der Völker in Europa kann zu einer neuen Lebensqualität führen, wenn die nördlichen Völker von den südlich geprägten Lebenswerte übernehmen und umgekehrt.

2.2. Macht und Durchsetzungskraft

Die Kirchen des Ostens und des Westens sind auch deswegen auseinander gegangen, weil sich die Machtverhältnisse verändert hatten. Die großen Synoden der Kirche haben zur Zeit der Kaiser, die in Konstantinopel regierten, stattgefunden. Dann zerbrach die Macht im Osten, langsam aber sicher. Rom wurde zum Zentrum der westlichen Welt, auch nach dem Nie-

dergang des alten römischen Reiches. Diese Veränderungen hatten Folgen. Im Osten hatte man die großen Denker der Kirche nicht mehr, die später Kommenden haben die Voraussetzungen zur Adaptierung auf die jeweilige Zeit kaum gehabt, auch weil die Durchsetzungsmacht fehlte. Man konnte die sich verselbständigenden Kirchen nicht mehr zusammen rufen und damit auch schwer zusammen halten. Und noch weniger konnte man mit ihnen Einigungsvorschläge beraten. Im Westen konnte man Änderungen im Sinne der Anpassung an die neuen Gegebenheiten finden, und das Kaiserreich konnte zumindest einiges durchsetzen. So haben sich die damaligen Kirchen zwischen Ost und West auseinander entwickelt. Im Westen kam es im Mittelalter, vor allem im Hochmittelalter, zur Festigung einer der Zeit und dem damaligen Wissen angepassten Theologie. Das ist an dieser Stelle nicht mehr auszuführen. Mir liegt nur daran, festzustellen, dass sich die Lebensbedingungen im Osten und im Westen unterschiedlich entwickelten und es darum zu einer verschiedenen Ausrichtung im Denken und Verhalten der Kirche ging. Was besser ist oder war, ist hier nicht zu diskutieren. Es ging offensichtlich nur so. Die besten Köpfe und verantwortungsbewussten Kirchenführer und Lehrer haben diese Entwicklung mitgetragen. Nochmals: Es ging nur so.

3. Erleben oder Beobachtung

Eher als Anhang möchte ich noch auf einen weiteren Unterschied hinweisen, der aber weder natur- noch kulturbedingt ist, sondern von der Erfahrung ausgeht, vom Erleben einerseits und vom Beobachten andererseits. Er lässt sich bei den Israeliten einerseits und den Griechen andererseits leicht aufzeigen. Bei den Israeliten überwiegen die Zeitwörter (Verben). Israel hat ein Geschichtsverständnis, dass sich so nicht bei allen Völkern findet. Die Substantive werden meistens von Verben abgeleitet. Bei den Griechen sind die Substantive bedeutsamer. Das beschreibende, statische Denken überwiegt. Die Beobachtung und damit das „Sehen“ spielt für das Denken und Verhalten eine entscheidende Rolle.

Bestimmend für das weitere Nachdenken ist einerseits das staunende, zuweilen auch zur Begeisterung führende Beobachten natürlicher Erscheinungen wie das Aufgehen der Sonne, des Mondes bei sternklarem Himmel oder das bewusste Studieren des Ganges der Sterne oder der Regelmäßigkeit der jahreszeitbedingten Phänomene. Aus dem Beobachten der Gesetzmäßigkeiten des Makrokosmos folgt eine bewundernde Betrachtung des Mikrokosmos und letztlich die Entdeckung einer Weltharmonie (Kosmos). Aus solcher Beobachtung und der Umsetzung des Beobachteten in eine Lebenshaltung kann sich im Denken die Entdeckung der Ideen bei Platon oder

Natur- und kulturbedingte Differenzen zwischen Nord und Süd, Ost und West

der Theorie bei Aristoteles (beide Begriffe sind dem „Sehen“, dem „Schauen“ verpflichtet) ergeben. Gott erscheint bei solchem Denken als Urgrund des Seins, mit der griechischen Übersetzung des AT (LXX) formuliert: der Seiende. Möglicherweise ist auch die Verehrung der Ikone auf solche Voraussetzung zurückzuführen. Wahrscheinlich hängt auch das, was wir heute Mystik nennen, mit diesem Ansatz zusammen, der vom Beobachten ausgeht. Menschen dieser Prägung rechnen mit Werden und Vergehen, mit Auf und Nieder, mit zyklischen Wiederholungen, wie sie in der Natur an den Himmelskörpern, dem Wechsel von Tag und Nacht und dem Jahreszyklus wahrgenommen werden können. Das Priesterliche dominiert bei solcher Anschauung. Diese Einstellung ist in der orthodoxen und der katholischen Kirche gleichermaßen bestimmend.

Anders ist das Denken geprägt, wenn von einem Erlebnis ausgegangen wird, welches das Leben des Einzelnen oder der Gruppe verändert. Hier wird die Geschichte als Abfolge großer Ereignisse wichtig, die sich nicht mehr in der gleichen Weise wiederholen, sondern die Welt verändern, neu bestimmen. Weil das Erlebnis einschneidend war, werden weitere einschneidende Ereignisse registriert und dann auch erwartet. Bei solchen Denkvoraussetzungen rechnet man mit Entwicklungen, mit Veränderungen der jeweiligen Situation, in der Hoffnung zum Besseren und in der Befürchtung der Schlimmeren. Gott wird in der Folge solchen Denkens als der Lebendige, der Wirkende verstanden. Die Prophetie bekommt eine erhöhte Bedeutung. Die reformatorischen Kirchen sind von dieser Sicht Gottes und der Welt geprägt worden.

Während der Denkansatz, der von der Beobachtung ausgeht und dem Werden und Vergehen einen erhöhten Stellenwert einräumt, zu einem leichten Pessimismus führt, der sich mit Worten wie „und immer wieder geht die Sonne auf“ oder „nach jedem November kommt wieder ein Mai“ trösten mag, kann der von der Geschichte ausgehende Denkansatz von Optimismus und Hoffnung geprägt sein, wenn er zukunftsorientiert ist. Er kann aber auch in starken Pessimismus umschlagen, wenn die Ereignisse dem Leben nicht förderlich sind oder gar Katastrophen hervorbringen.

4. Heute

Heute stellt sich die Frage, wie wir mit diesen Differenzen umgehen. Wir stellen fest:

Die Industrialisierung verändert die Lebensbedingungen der Menschen. Dadurch können natur- und kulturbedingte Differenzen eingeebnet werden. Computerisierung und Globalisierung zwingen zur Kommunikation. Das Zusammenwachsen der Kirchen vollzieht sich durch die neuen

Gegebenheiten, ob wir wollen oder nicht. Zur Ökumene gibt es keine Alternative. Das bedeutet, dass wir allesamt toleranter, verständnisvoller werden müssen.

Die Erfahrung der Kirche lehrt, dass die Tendenz zur Selbstüberschätzung, die den nördlichen Menschen mehr beschäftigt hat, in jedem Menschen liegt und in Grenzen gehalten werden muss. Sie kann durch die Technik, die Welten verändert, gesteigert werden. Und in der Zeit der Aufklärung ist das massiv geschehen. Man meinte, dass man die Welt weithin den Bedürfnissen der Menschen entsprechend gestalten und damit essentiell verändern könne. Das Konzept des Übermenschen erschien am Horizont. Dann haben die beiden Weltkriege die Frucht solcher Selbstüberschätzung offenbar gemacht. Und bald darauf wurden die Grenzen der Gestaltbarkeit der Umwelt offenbar, ja sogar die Grenzen der Verbrauchbarkeit von Wasser, Luft und Energie. Die Umweltprobleme, die seither bewusst geworden sind, sorgen dafür, dass die Tendenz der Selbstüberschätzung, Gott sei es gedankt, in Grenzen bleibt. Andererseits werden durch die Erkenntnisse der Grenzen der Welt und der Möglichkeiten des Menschen innere Werte wieder wichtig. Das kann die Spiritualität in den nächsten Jahren fördern, die vor allem für die östlichen Kirchen wesentlich ist. Und die Einsicht, dass beschauliche Frömmigkeit oder jene, die den geschichtlichen Ereignissen eine größere Bedeutung gibt, auf uralte Modelle zurückgehen, kann die verschieden geprägten Kirchen und Kulturen einander näher bringen.

Im Glauben, dass Gott die Welt erhält, die er wunderbar und bestaunenswert geschaffen und in dem geschichtlichen Ereignis des historischen Jesus, seines Kreuzes und seiner Auferstehung erlöst hat, können wir fröhlich aufeinander zugehen, wozu uns der Heilige Geist die rechte Ausrichtung geben möge.